

MARINA FILP

WORONESCH

ODER

DAS FALSCHES LEBEN

Thriller

© 2026, Marina Filp

Lektorat und Korrektorat: Cornelia Stejnar
Buchgestaltung: W. Ranseder, www.buchschmiede.at

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Groöbebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: info@buchschmiede.at

Printed in Austria

ISBN:
978-3-99192-739-6 (Paperback)
978-3-99192-738-9 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

MARINA FILP

WORONESCH
ODER
DAS FALSCH E LEBEN

Thriller



PROLOG

Dass ich ein Dieb und ein Mörder bin, sieht man mir nicht an. Niemand weiß es außer meiner Frau, und sie wirft es mir nicht vor. Sie wird mich nicht verraten.

Aber sie quält mich damit. Sie hat diese gewissen Bücher in einer Reihe nebeneinander ins Regal gestellt, natürlich sehe ich, was sie gemacht hat, aber ich bin zu kraftlos, um sie zu entfernen.

Zum Beispiel, als sie Batya Gurs „Am Anfang war das Wort“ herausnimmt, nicht zum ersten Mal, zum hundertsten Mal seit dem schrecklichen Vorfall, so, dass ich es sehen kann. „Für dich ist das nichts“, sagt sie, „Du hättest das gar nicht lesen sollen“. Ich kenne den Inhalt so gut. Es geht um einen israelischen Schriftsteller, der die Gedichte eines russischen Dichters als seine eigenen veröffentlicht.

Ich kann mich genau an mein Entsetzen bei der ersten Lektüre dieses Romans erinnern, als gegen Ende das Mordmotiv klar wird, das Motiv eines der beiden Morde, die aufgeklärt werden, und wie ich mich wiederfand in der Handlung, und wie ich sicher war, dass es zu Ende gehen würde mit mir.

Es ist erstaunlich, wie oft das Motiv des gestohlenen oder übernommenen Werks in der Literatur vorkommt. Schriftsteller denken wohl oft daran. Die Unbegabten, Ehrgeizigen, Skru-

pellosen, die sich an der Arbeit der Talentierten, Schüchternen bedienen, Ideen, Formulierungen, ganze Texte, Romane, Drehbücher entwenden, mit Einwilligung der talentierten Schüchternen oder als perfider Diebstahl, von Cyrano de Bergerac bis eben hin zur Hauptfigur in Batya Gurs Kriminalroman, in dem Beate nun provozierend langsam blättert, sich wegdreht, dabei ganz leicht einen Mundwinkel - den linken - zu diesem schiefen Lächeln hochzieht. Ich sehe sie an, mir stockt wie immer der Atem, wenn sie davon anfängt, und der kleine Panikvogel in meinem Hals beginnt zu flattern.

„Wie war das eigentlich in Woronesch, hat Marion jemals von Alexander gesprochen?“ fragt sie unvermittelt, und ich springe auf und packe sie an den Schultern. Sie ist kleiner als ich, ich schüttle sie, ihr Kopf fliegt vor und zurück, die dünnen Haare bewegen sich wie Federn mit. „Hör auf“, schreie ich, „verschwinde!“ Der eine Mundwinkel bleibt die ganze Zeit oben, sie ist ganz ruhig. „Du hast keine Wahl, oder?“, sagt sie. Und ich nicke und ziehe nun meinerseits Mundwinkel hoch. Beide. Ich lächle und bin gefangen wie eine Mumie in ihrem Sarkophag

ANDREAS

KAPITEL 1

Begonnen hatte alles 1979. Ich wusste, es würde böse enden, und das tat es auch. Aber wenn meine Frau nicht gewesen wäre, oder Alexander, dann hätte ich vielleicht davonkommen können, und dann wäre nur die Pein des schlechten Gewissens geblieben.

Ich habe die Tagebücher von damals wieder gelesen, die über die ganzen Jahre sorgfältig versteckten Aufzeichnungen, und gesehen, dass die entscheidenden Stellen fehlen, nicht fehlen im Sinn von entfernt, gelöscht, herausgenommen, sondern im Sinn von nicht geschrieben. Ich habe schon damals gewusst, was folgen würde, und dass jeder Hinweis darauf zur Falle werden könnte.

„Marion zieht eine braune Schachtel unter dem Bett hervor“ ist der letzte Satz. Ich sehe die Schachtel vor mir, das Bild der Schuhe, die sich darin befunden hatten, an der Seite: weiße gefütterte Stiefel, Stiefel für den russischen Winter, die sie aus Wien mitgenommen hatte.

Als ich das schrieb, war ich zwanzig Jahre alt. Ich wusste nicht, wie schrecklich falsch ich mich bald entscheiden würde. Ich wusste nicht, dass ich schließlich ein falsches Leben führen würde, in einer seltsamen Parallele zur Hauptfigur von Mari-

ons Romanmanuskript, und dass jede meiner Entscheidungen mich meinem Abgrund, dem für mich bestimmten Abgrund, näherbrachte.

KAPITEL 2

Ich studierte Slawistik und Politikwissenschaften in Wien, wollte Journalist werden und war unglücklich verliebt in eine Claudia, die in einem der Studentenlokale arbeitete, in denen ich Stammgast war. Als mir klar wurde, dass sie wohl auch mit dem Besitzer des Lokals zusammen war, einem langhaarigen Anarchisten, der mit dem Geld seiner Eltern das alte Gasthaus gekauft hatte, da schien mir eine Flucht der einzige Ausweg zu sein. Einfach Wien verlassen. Weit fortgehen.

Ich stellte einen Antrag auf ein Stipendium in der Sowjetunion und bekam den Platz eines Kommilitonen, der am Tag der Abreise in Wien verhaftet worden war. Er hatte Socken in einem Kaufhaus gestohlen, warme Socken für Russland, und den Verkäufer, der ihn zu Rede stellte, niedergeschlagen.

Das Ganze ist ein Witz, ein brutaler, hämischer Witz, wenn ich darüber nachdenke. Wie leicht hätte alles anders kommen können.

Ich sollte nach Woronesch kommen, eine Stadt in der russischen Provinz, schon Richtung Ukraine, von der ich noch nie gehört hatte, bevor ich die überraschende Zusage für das Stipendium erhielt.

Aber mein Vater kannte sie.

„Woronesch“, sagte er, „Da war ich im Krieg, hinter der Front, schon auf Rückzug.“ Und er begann zu erzählen von den Lastwagen voll mit verwundeten Soldaten, von Soldaten, die auf der Erde lagen und auf die Sanitäter warteten. „Hilf mir, Kamerad, hilf mir!“, flehte ihn ein Verwundeter an und hielt sich den Bauch, aus dem die Gedärme herausquollen.

Den Vater nahm das Erzählen sichtlich mit. „Was hätte ich denn tun sollen? Er war ja schon fast tot!“, sagte er, und den ganzen Abend lang kehrte er immer wieder zu dem Bild des todgeweihten Soldaten zurück, dem er nicht helfen konnte.

Dieses Bild verband ich mit Woronesch.

Der Zug nach Moskau ging um elf Uhr vormittags, um acht begann ich den Koffer zu packen, Studienunterlagen, Kleidung, Rasierzeug (dort drüben gibt es das nicht, hieß es, und so war es auch), Kugelschreiber und Strumpfhosen als Geschenke, Empfehlungsschreiben... Ich hatte mir den Kopf rasiert, um die Radikalität meines Entschlusses noch zu verstärken. Von der Telefonzelle am Wiener Westbahnhof rief ich meine Eltern an. „Jetzt fährst du wirklich“, sagte meine Mutter verzagt. „Jetzt bist du so lange fort.“

Mitten in der Nacht kamen wir in der weißrussischen Stadt Brest an und mussten aussteigen. Der Zug wurde durchsucht und alle Fahrgäste auf dem Bahnsteig kontrolliert und abgetastet. Mich übersahen die Beamten, ich musste nicht einmal meinen Pass zeigen.

In Moskau holte mich eine elegant gekleidete Mitarbeiterin der österreichischen Botschaft ab und fuhr mich im Taxi zu meinem Hotel. Sie sprach während der Fahrt kein Wort mit mir,

sah aus dem Seitenfenster und wünschte ganz offensichtlich keinen Kontakt mit dem seltsamen kahlköpfigen Studenten neben ihr.

KAPITEL 3

13.1.1979

Im Zug nach Moskau. Ein altmodisches Schlafwagenabteil für mich alleine, eine Tasse Tee vor mir, stakan tschaja, in einem wunderschönen silbernen Halter.

In Wien ein Abschied mit acht Freunden, Geschenken, Musik, Küssen – ich war gerührt und gleichzeitig ermuntert, die Angst vor dem langen Jahr in der Ferne war weg. Claudia verwandelte sich am Nachmittag noch in eine feurige Geliebte.

Wir fahren durch Niemandland. Freundlicher Schaffner.

Fühle mich souverän und neugierig. Abenteuer vor mir. Was mir die Freude an der Neugier schmälert, ist mein rudimentäres Russisch. Bei jeder Sprachprüfung konnte ich mich durchschwindeln. Und jetzt verstehe ich kein Wort von dem, was die Schaffner sagen.

Weiß verschneiter Wald, eine Straße, hoch mit Stacheldraht eingezäunt, fünf sehr junge Soldaten in Reih und Glied, jeder hält eine grell leuchtende Lampe.

Eine Nacht mit Träumen von einem märchenhaften, religiösen Polen im Frühling. Frühmorgens, halb fünf, die polnische Zollkontrolle, ein braver Spürhund, der bei den Süßigkeiten etwas

länger schnüffelt. Am Brester Bahnhof Boney M. im Hintergrund. Ich steige aus, auf den verschneiten Bahnsteig, und als ich wieder in mein Abteil komme, ist die gefürchtete Zollabfertigung der Russen schon vorbei. Es ist nicht sehr kalt, fast wärmer als in Wien.

14.1.1979

Im Restaurant des Hotels Universität. Bald nach Woronesch ... Soll aber angeblich einen längeren Studienaufenthalt in Moskau genehmigt bekommen. Beeindruckendes Gebäude, Stalins Zuckerbäckerstil. Noch ein Eis essen, dann leg ich mich nieder. Hier sitzen Leute, die Kaviar essen und ausschauen, als ob sie von der Baustelle kämen. Bin sehr vergnügt.

Entkommen.

Die gestrige Nacht im Zug ruhig bis auf einen verstörenden Claudia-Traum, in dem sie mich mit angewidertem Gesicht anspuckt, „Lass mich endlich in Ruhe!“

Morgen zu Slava, der Studienkoordinatorin. Angst. Werde die Hälfte nicht verstehen. Naja, eher neunzig Prozent nicht verstehen. Heimweh, natürlich. Wenn ich besser Russisch spreche, wird es leichter werden.

Nicht allzu kalt, aber spürbar kälter als in Wien. Trinke Wein, jeweils hundert Gramm, und spüre jeden Schluck.

Noch immer ist Moskau wie ein Ausflug von Wien, von dem ich bald zurückkehren und erzählen werde. Manchmal wünsche ich, dass Claudia hier wäre.

Halte ich sechs Monate ohne Unterbrechung hier aus? Ostern nach Wien? Nach Amsterdam? Zweihundert Rubel in petto, der Flug ist gesichert. Sehe eine Wohnung vor mir, Pflanzen, Katzen. Claudia. Zwei Jahre war ich mit ihr zusammen, schwer vorstellbar, dass ich jemand anderen suchen muss. Fünfzehn Schilling pro Minute, natürlich werde ich nicht anrufen. Da ist ja auch ihr Anarchistenfreund. Mir steigen Tränen in den Hals.

16.1.1979

Wieder im Restaurant. Alles so billig. Kaviar.

Lussja getroffen, die Anlaufstelle aller Stipendiaten aus Österreich. Heimliches Treffen. Sie ist die, die Kontakt zu den Schriftstellern herstellen kann, wir wissen, zu welchen. Habe sie sofort lieb gewonnen. Sie hat mir alle Übersetzungen der Anträge abgenommen, ich lade sie zum Essen ein.

Zug nach Woronesch geht erst morgen. Die Versorgungslage soll wirklich mies sein. Muss mit nötigem Nachdruck dahinter sein, dass ich bald nach Moskau komme, möglichst nach einem Monat. Mich auf die Sprache konzentrieren, damit ich in Moskau gleich mit der Diplomarbeit beginnen kann.

Ein strahlender Tag, ich habe einen Tisch beim Fenster, der Schnee glitzert in der Sonne. Freue mich auf den Nachmittag mit Lussja.

18.1.1979

Schon in Woronesch, eine Provinzstadt mit über einer Million Einwohnern. Trübselig. Moskau ist mir mit Lussja und den vielen Adressen schon vertraut geworden. Der Abschied am Bahnhof war traurig. Eine drückende Armut spürbar, Kälte, der Zug hatte Verspätung.

Schon am Moskauer Bahnhof begann die Provinz. Verschnürte Säcke und Schachteln, junge Hunde, Jagdhunde bei einem Kirgisen. Orangen in großen Netzen. Die Gogolschen Gestalten im Zug, einer packt noch seine Fische aus und isst laut schmatzend. Das Abteil ist unerträglich eng. Entsetzlich gefroren in der Nacht.

Ein Vertreter des Studentenheims holt mich in Woronesch ab, er erkennt mich sofort, ich bin der einzige am Bahnsteig mit sichtlich westlicher Kleidung, Jeans, dicke Daunenjacke, Winterstiefel, die nicht aus dickem Filz sind wie bei den anderen Passagieren. Und trotz der eisigen Kälte ein nackter Schädel und keine Fellmütze mit Ohrenklappen.

Im Heim wartet ein Mädchen auf dem Gang vor meinem Zimmer, eine Österreicherin, Beate. Irgendwie ist sie seltsam, schaut ganz erschrocken. Ich bin irritiert von ihrem Starren.

Jetzt liege ich in einem Dreibettzimmer, die Sachen notdürftig verstaut, möchte weinen. Briefe schreiben, damit ich möglichst viele bekomme.

19.1.1979

Wieder ein entsetzlicher Traum. Claudia schlägt mich, bedroht mich mit einem Messer, will mich nicht mehr. Sie schläft vor mir mit zwei blonden Schweden, sie ist viel größer als ich. Als sie sich wieder anziehen, attackiere ich den einen Schweden, reiße ihm ein Stück Fleisch aus dem Schritt und ohrfeige ihn. Claudia beachtet mich nicht.

Schreckliches Heimweh, als ich aufwache.

Eine kleine Katze im Studentenheim, mir kommen wieder die Tränen. Meine zwei goldgezähnten Zimmergenossen, Sascha und Misha, ein Duo wie aus einem Comic, haben Bilder von Schlagersängern und Ansichtskarten über den Betten hängen.

Ihre Einladung ins Kino habe ich ausgeschlagen. Werde im Zimmer auf und abgehen, Tagträumen nachhängen. Fühle mich alt. He, ich bin zwanzig!

21.1.1978

Mit Beate geplaudert, auch aus Wien. Sie kommt uneingeladen in mein Zimmer und erzählt stundenlang, was sie über Woronesch weiß. Es gibt ein AKW mitten in der Stadt, ohne besondere Sicherheitsvorkehrungen. Abtreibungen ohne Narkose, „manchmal geht auch eine drauf dabei“. Wer in seinem Zimmer „Unzucht treibt“, fliegt aus dem Heim und von der Uni. Letzter Fall: Ljuba. Nach elf Uhr abends traf ihre tunesische Zimmerkollegin einen Mann bei ihr an, zeigte sie im Dekanat an, Ljuba flog sofort aus dem Heim. Niemand regt sich darüber auf. „Unmoralisches Benehmen“ stand auf der Begründung und „schlechte Haltung

Ausländern gegenüber“. Siehe „Verpflichtungen eines Heimbewohners“ an der Tür.

Die alte Frau, die mit Sohn, Schwiegertochter und Enkelkind in einem Zimmer hier im Heim lebt und der man vor achtzehn Jahren eine Wohnung versprochen hat.

Ich kann mich nicht richtig konzentrieren, während diese Beate redet, ich muss immer auf ihren grotesk roten Mund schauen, wie er auf und zugeht, irgendwann werden mir die ganzen Informationen auch zu viel und ich bitte sie zu gehen. Sie verstummt sofort und steht auf.

Als sie schon in der Tür ist, fragt sie mich, ob ich einmal einen Bart getragen habe. Nein, nie, antworte ich, und sie schüttelt den Kopf und kneift die Augen zusammen, als ob sie mich so besser sehen könnte. „Ich hätte schwören können“, meint sie und geht endlich.

Die Gänge (überall, Heim, Uni ...) voll mit Bildern vom „Vaterländischen Krieg“ (WK II) und der Revolution 1917.

22. 1. 1979, Montag

Einkaufen im Buchladen. Erstaunlicherweise viele deutschsprachige Bücher, alle aus der DDR. „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz“ von Irmtraud Morgner, „Arbeitsjournal“ von Brecht und „Fluvia“ von Heinrich Mann gekauft um wenige Rubel.

Beate kommt herein, als ich gerade zahle, und wir gehen gemeinsam in die Mensa essen. Sie verschlingt mich mit ihren Augen. Kann mich nur mit Mühe von ihr losreißen.

„Ich muss jetzt arbeiten“, sage ich. – „Wir könnten gemeinsam lernen“, sagt sie darauf. Ist sie attraktiv? Eine Freundin würde mir guttun. Claudia vergessen. (Aber Beate zieht mich nicht an. Im Gegenteil.)

Der Duft der kleinen engen Welt – ganz Russland riecht gleich, nach ranzigem Benzin.

KAPITEL 4

Wir waren zunächst drei Stipendiaten aus Österreich. Beate, die in ihrem Dreibettzimmer nur mit ihrer russischen Zimmergenossin Olga wohnte, da sich die Ankunft der dritten Stipendiatin aus Österreich immer wieder verzögerte (Marion sollte schließlich erst im Februar kommen), Brigitte, genauso wie Beate seit Oktober in Woronesch, die ihr Zimmer mit drei schwatzhaften Russinnen teilte und ebenso viel und so gerne redete wie diese (von weitem schon hörte man auf dem Gang Geplappere und Gelächter aus ihrem Zimmer), und ich, so unzufrieden und verschlossen, anfangs noch immer mit den Qualen der Trennung von Claudia beschäftigt.

Beate traf ich oft zufällig in der Mensa, der Bibliothek, in der Bierbar am Flussufer, und sie kam mir jedes Mal sehr nahe, zu nahe, unangenehm nahe. Sie begann Gespräche, die einfach kein Ende nahmen, über die russische Sprache, das sowjetische System, die Zimmergenossin Olga, und immer wieder strich sie mir mit der Hand über den Unterarm oder entdeckte einen Krümel auf meinem T-Shirt und entfernte ihn, ließ sich Zeit damit, fühlte mit den Fingern, ob noch weitere Krümel zu spüren seien. Ich zog jedes Mal die Schultern hoch und bog den Oberkörper nach hinten.

Brigitte sah ich anfangs täglich, wir hatten denselben Studienbetreuer, und jedes Mal hatte sie etwas Amüsantes zu erzählen. Sie klopfte an meine Türe, kam in mein Zimmer, holte die Wodkaflasche vom Fensterbrett, setzte sich auf den kleinen Schemel neben dem Bett und zündete sich eine Zigarette an. „Du wirst nicht glauben, was mir passiert ist!“ Sie hatte Kontakte zu russischen Künstlern und Literaten im Untergrund, reiste nach Moskau, nach Usbekistan, ins Baltikum, und sie verliebte sich alle paar Wochen in jemand anderen.

Einmal kam sie aus Moskau zurück, wie immer voller witziger Anekdoten. Sie erzählte sie wie kleine Kurzgeschichten, mit perfektem Spannungsbogen und überraschendem Schluss. Diesmal ging es um einen bekannten Dichter, Gennadij A., von dem sie das Manuskript eines anderen Autors ausgehändigt bekommen hatte, und das sie - wie es üblicherweise gehandhabt wurde, um Dissidenten-Literatur in den Westen zu bringen - über die österreichische Botschaft nach Wien schicken sollte, wo es von jemandem abgeholt werden würde. „Das ist das einzige Exemplar“, habe er sie beschworen. „Sie sind jetzt verantwortlich dafür.“ Sie hatte ihn auf einer Party von Moskauer Künstlern kennengelernt, und er war arrogant und herablassend zu ihr gewesen. „Denken Sie überhaupt?“, war er sie angefahren, als sie nach Worten suchte, einerseits, weil ihr Russisch nicht ausreichte, andererseits, weil sie von einer Party am Tag davor, nach russischer Art mit Unmengen von sogenannten Hundert-Gramm-Gläsern Wodka, verkatert war. Als Pointe meinte sie, sie würde sich nun für seine Unfreundlichkeit rächen und das Manuskript als ihres ausgeben. Ich lachte darüber.